Dr. Alfred Lattermann

Eine Reise von Thorn nach Schlesien vor 150 Jahren

Dr. Alfred Lattermann

Eine Reise von Thorn nach Schlesien vor 150 Jahren

Sonderabdruck aus der „Deutschen Rundschau in Polen“ 1934
Nr. 45, 46, 48, 49.

Druck: A Dittmann, T. z o. p., Bromberg

Kürzlich habe ich ein altes Buch erstanden, das so lehrreich ist, daß ich einen Auszug mit einigen Bemerkungen den Lesern dieser Zeitung zugänglich machen möchte. Es handelt sich um das 1790 in Berlin und Küstrin bei Ferdinand Oehmigke erschienene Werk **„Bemerkungen auf einer Reise von Thorn durch Posen nach Sachsen,"** verfaßt von einem Herrn **Hornuff,** wie wir nur aus dem „Vorbericht" erfahren. Das mit einem schönen Kupferstich von Thorn versehene vergilbte Buch, das in der Raczyński-Bücherei Posen und wohl auch in Thorn vorhanden ist, benutze ich nur, soweit es die beiden alten Provinzen Westpreußen und Posen betrifft. Um die unmittelbare Frische des Eindrucks nicht zu verwischen, lasse ich wörtlich angeführte, in Anführungsstrichen gegebene Stellen auch in der alten Form und Rechtschreibung folgen

„Wir reiseten am Michaelistage 1787 des Nachmittags von Thorn und nahmen unser erstes Nachtquartier im Thornischen Niedrigungsdorfe Neupansau, zwo Meilen von der Stadt. Der Weg dahin führt über ein mageres Stück Sandland, worauf hin und wieder Haidekraut wächst und das etwas über eine Viertelmeile enthält.

Von hier ist eine angenehme Aussicht auf die Weichsel;

die vielen geräumigen Inseln auf derselben, welche mit allerhand Gattungen Holz bewachsen sind und von Deutschen (hier Holländern genannt) bewohnt werden, die Viehzucht treiben; ingleichen auf jener Seite des Stromes, dessen hohe und buschichte Ufer, und die von einander abgesondert liegenden deutschen Bauerhöfe des Dorfes Nischewke, das sich eine deutsche Meile längst dem Ufer hinziehet und viele

Mennoniten hat. Sodann zieht sich der Weg zwischen niedrigen Fichten und Eichen durch, man verläßt die Anhöhe und nähert sich der Weichsel, die man aber zu gleicher Zeit aus dem Gesichte verliert, wegen des ziemlich hohen zwischen ihr und der Straße liegenden und an den Wegen fortl aufen den Dammes, der mit Pappeln, Buchen und allerhand Strauch bewachsen ist. Rechts breitet sich eine schöne vielfarbige Ebene aus, in welcher vorn das der Stadt Thorn gehörige Vorwerk Przyschek (Przysiek) schön in die Augen fällt. Sämtliche Hof- und Wirtschaftsgebäude sind mit Ziegeln gedeckt, der Hof, das Brau- und Brandhaus und die Mühle, sogar massiv." (S. 2 f.) Offenbar fiel dieser gute Zustand der Gebäude, das der tüchtigen Thorner Stadtverwaltung unterstand, dem Verfasser auf, wenn er ihn so hervorhebt, da in der Zeit noch Holzbau und Schindeldach vorherrschten.

„Von Przyschek gelangt man in wenigen Minuten nach Altthorn und in die sogenannte Trift, einen zwischen den Äckern und Wiesen des Dorfes hinlaufenden, von beyden Seiten mit Strauchzäunen und Weidenbäumen eingefaßten Weg." (S. 4.) Bekanntlich wurde die erst dort gegründete Stadt (1231) zwei Jahre darauf nach der eine Meile abseits liegenden jetzigen Stelle verlegt. „Man erzählet, daß noch vor wenigen Jahren bey dem Dorfe Altthorn

bey sehr kleinem Wasser Bruchstücke der ersten Stadt zu sehen gewesen

wären; sie müssen aber vermuthlich zu tief in der Weichsel liegen, welche jährlich breiter wird und die Dämme mehr zurückdrängt, dagegen aber nicht mehr so tief ist; dieses und das damit zusammenhängende Dorf Gurske strecken sich eine halbe deutsche Meile längs dem Strome hin. Die Bauern wohnen jeder auf seinem Lande und sind vier auch fünfhundert Schritt, auch noch weiter von einander entfernt; daher hat jeder Wirth seine Saaten immer vor Augen, und im Fall einer Feuersbrunst ist zwar die Hülfe entfernter, allein die Flamme kann auch nicht weiter um sich greifen. Die Felder der Bauern werden durch Strauchzäune geschieden, die Wiesen mit Bäumen, meist Erlen, bekränzt; daher hat die ganze Ebene das lachende Ansehn eines einzigen großen Parkes. Etwa in der Mitte zwischen beiden Dörfern bleibt links auf einem Hügel eine gemauerte lutherische Kirche nebst der Pfarr- und Schulmeisterwohnung liegen. Auf einmal kommt man durch ein Heck auf eine geräumige

Viehweide, die fleckweise mit Strauch und Bäumen besetzt ist; sie wird der Schmolln auch Stwolno genannt. Die Thornischen Fleischhauer haben dieses Stück Hutung seit vielen Jahren von der Stadt zur Miethe für ihr Schlachtvieh, der Weg durch dauert eine Viertelstunde, und nun folgen die Dörfer Alt- und Neupansau, von denen eben dasjenige gilt, was von den vorherigen gesagt worden ist

Diese, sowie alle übrigen am Ufer der Weichsel liegenden Dörfer sind von Deutschen bewohnt. Das gilt ja bekanntlich für den ganzen Weichsellauf von der Mündung bis über Warschau hinaus.

„Sie sprechen unter sich plattdeutsch, und werden von den Pohlen nie anders als Holländer genannt. Ihre Wohnungen und ihre Landwirtschaft zeichnen beide sich vor denen der Pohlen vorteilhaft aus; in beiden Stücken aber werden sie, so wie an Frugalität und Fleiß, von den Mennonisten weit übertroffen." (S. 6 f.) Diese Mennoniten, wie wir heute sagen, stammen bekanntlich aus den damals, als sie auswanderten, noch zum Reiche gehörigen Niederlanden, waren also auch Niederdeutsche.

„Den andern Morgen fuhren wir nach der sogenannten Schlubier Kempe, einem nach jener Seite der Weichsel gehörigen, aber mit der Thornischen Niedrigung zusammenhängenden Stück Lande, welches bey großem Wasser zur Insel wird, wo man von jener Seite mit einem Pram oder einer Fähre abgeholt und übergeführt wird". Man bekommt ein Bild von den Unbequemlichkeiten einer Reise damals, wenn man liest, daß die Reisegesellschaft von fünf Personen erst bis zum Abend auf die Erlaubnis des Vorwerksbesitzers, des „Hofgerichtspräsidenten Herrn von Kleist in Bramberg" (jetzt: Bromberg) warten und dann in einem schlechten Kruge dicht an der Weichsel übernachten mußte. „Das Quartier war schlecht", besser das für die Pferde. „Man gränzte hier Land ab zur Kleesaat; das Brauwesen und die Brennery waren an Juden verpachtet. Da diese nach Bramberg zur Feyer des Lauberhüttenfestes verreist waren und den Schlüssel zum Vorrath des Bieres und Brandweins niemand hatten anvertrauen wollen, so mußten die (dort auch übernachtenden) Oderfahrer mit vielem Leidwesen dieses Labsal entbehren. Uns war das schöne Quellwasser hinlänglicher Ersatz."

„Wir fuhren vor Sonnenaufgang weiter, erst durch Bruchgegenden und Erlen, hernach Fichtenwald. Mitten

im letzteren liegt Dombrowo. Hier sind viele Kolonisten angesetzt, deren kleine Wohnungen zu beyden Seiten des Weges artig ins Auge fallen. Ihre Bewohner sammleten eben Kartoffeln ein, die auf dem erst kürzlich ausgerodeten Lande dem Anschein nach gut geraten waren".

Die Kartoffeln heißen in manchen slawischen Gegenden ‚bramborÿ' nach den Brandenburgern, die sie erst mit ungeheurem Segen für das Land eingeführt haben.

„Der Boden ist hier kaltgründig und schwarz, und der Wald wird immer mehr gelichtet." Die schwere Waldrodung war also seit dem 13. Jahrhundert im Lande überwiegend durch deutsche Bauernfäuste im Gange und klang in manchen Gegenden erst tief im vorigen Jahrhundert aus. „Nach künftiger Abführung des Wassers durch Gräben werden vermutlich diese Ansiedler ein fruchtbares Land bewohnen." (S. 9).

„Hierauf folgte Jesewo, ein Dorf, und Mittags trafen wir in Labischin ein, einem preußischen Städtchen im Nezdistrikte". Außer einer Mehl- und Schneidemühle gab es dort eine Färberei

„zum Besten der Tuchmacher, welche Deutsche sind und den größten Teil der hiesigen Einwohner ausmachen.

Letztere haben sich seit der preußischen Besitznehmung dem Anschein nach verdoppelt (?); es ist auch ein neuer Distrikt angebaut, der, wegen Gleichförmigkeit der Häuser, gut aussieht." „Außer oberwähnter Kirche der Reformaten ist noch eine katholische Kirche, welche, ob sie wohl nicht mehr gebraucht wird, dennoch den dortigen Katholiken gelassen, und im neuen Distrikte eine lutherische Kirche neu erbauet worden ist, an der ein Prediger steht. Übrigens sahe man hier viel Juden" (S. 10 f.), wie bekanntlich in sehr vielen Städten und Flecken des Gebietes zu der Zeit und jetzt noch in Kongreßpolen.

„Von hier auf dem Wege nach Schnien (Znin) hat man auf der einen Seite frisches Wiesengrün und Thal, von der andern jungen Fichtenwuchs und aufsteigendes Land. Der Acker ist mit großen Feldsteinen bedeckt; dieser Umstand muß das Pflügen sehr mühsam machen und viel Eisen erfordern. Wir fuhren durch Sallowin und Mortschin, zwey Dörfer", also Zalachowo und Murtschin. In „Gbore" wurde übernachtet. Volkskundlich lehrreich ist, daß der Gastwirt ein

krank gewordenes Pferd durch folgendes „sympathetische" Mittel zum großen Staunen der aufgeklärten Mitfahrenden heilte: „Er nahm etwas Stroh aus einem alten Dache, band hinterm Rücken ein Seil (denn er durfte den Knoten nicht schürzen sehen, weil sonst, wie er sagte, das Mittel nicht anschlüge), tauchte den Knoten desselben in Theer (gern hätte er noch Honig damit vermischt, wenn er zu haben gewesen wäre), zog ihn dem kranken Pferde von hinten durchs Maul, hinter die Zähne, und band ihn zwischen den Ohren zusammen. In solchem Zustande blieb das Pferd eine halbe Stunde stehen, nachher nahm der Wirth das getheerte Strohseil ab. Muthig ließ sich die Stimme unsers Fuhrmanns im Gaststalle hören, wir eilten mit Schrecken aus der Stube dahin, aber siehe da, der Patient war aufgestanden, an die Krippe gegangen und — fraß" (S. 12 f.). Weder hierfür noch für die Entsendung eines Knechtes eine Meile weit nach einem verloren gegangenen Kleidungsstück wollte er eine Belohnung annehmen. „Seine Wirtschaftsgebäude und der Krug waren neu und von Holz sehr gut und dauerhaft gebaut, lagen auch sehr angenehm am Ufer eines großen Landsees, welcher auch fischreich seyn soll. Diese gute ökonomische Lage dankte er der Königlich preußischen Kammer in Bramberg, die damit hatte zeigen wollen, wie sehr sie den fleißigen Landwirth schätze. Ich kann nicht umhin, hier eine Begebenheit zu erzählen, die ich von diesem Gburer Gastwirth hörte. „— Zur Zeit der letzten (Barer) pohlnischen Konföderation kam er des Nachts selten in ein Bette, sondern schlief meistentheils aus Furcht, weil er ein Deutscher und lutherisch ist, hinter den Zäunen. Kurz drauf, als die russischen Truppen den Marschall Murawski bey Posen gefangen bekommen hatten, kamen des Nachts gegen zehn Mann Konföderirter zu Pferde; zum Unglück lag er damals in seinem Bette. sie zogen ihn heraus, banden ihn auf ein Pferd fest und jagten erst einige Zeit mit ihm auf dem Felde hin und her, einen Baum zu suchen, daran sie ihn henken könnten. Glücklicherweise entdeckten sie keinen — aber nun rissen sie ihn vom Pferde und setzten ihn zur Rede: warum er den Marschall Murawski den Russen verraten habe? Während diesem Verhör bekam er auf vierhundert Hiebe mit einer tatarischen Peitsche; ein unweit davon versteckter deutscher Bauer hatte sie gezählt; und da er noch nicht starb, so kamen noch einige scharfe Säbelhiebe in den Kopf und Karabinerschläge in den Nacken hinzu. Der gute Mann wußte damals noch nicht, daß der gedachte Marschall gefangen

wäre und kannte ihn kaum dem Namen nach. Einige unter diesen Konföderirten befindliche österreichische Deserteure, die an ein regelmäßigeres Verfahren gewöhnt seyn mochten, befahlen den übrigen unter Drohungen mit ihren aufgezogenen Pistolen, sogleich einzuhalten, und thaten wegen der vorgeblichen Verrätery einige Fragen an den so gemißhandelten Mann, nach deren Beantwortung sie hn sogleich für unschuldig erklärten, und ihn zur Sicherheit bis in sein Haus begleiteten. Hier muste bald nachher das Fleisch von seinem Rücken mit Messern weggeschnitten werden, wenn er mit dem Leben davon kommen sollte; dehm ohngeachtet war er jetzt in einem Alter von fünf und sechszig Jahren noch gesund" (S. 14 f.). Es ist wirklich kein Wunder, daß bei solchen Zuständen nicht nur die einen bedeutenden Teil der Bevölkerung ausmachenden deutschen Bewohner des Landes, sondern auch Polen, wie die in der Gegend reich begüterte Gräfin Skórzewska auf der Herrschaft Lubostron aufatmeten, als ihre Heimat preußisch wurde. Letztere hatte ja sogar bekanntlich auf einem abenteuerlichen nächtlichen Ritt den preußischen Kommandanten gebeten, ihre Herrschaft mit einzubeziehen.

„Wir fuhren früh einen Kanonenschuß weit von unserm Nachtquartier durch die kleine Stadt Znin (Schnien), den letzten preußischen Ort auf dieser Seite gegen Großpohlen.

Noch stehen hin und wieder ungeheure dicke Überreste der ehemaligen Stadtmauern;

wir sahen auch ein gemauertes Thor ganz isolirt stehen. Diese Ruinen und die Spuren eines ehemaligen Steinpflasters, welches schon bey Gbur angieng, weil vielleicht ehedem die Vorstädte dieses Ortes sich bis dahin erstreckten, können ein Beweis seyn, daß vor den Kriegen zwischen Pohlen und Schweden Znin keine unbeträchtliche Stadt gewesen ist". Daß die ordnungsliebenden, praktischen Preußen der rationalistischen Zeit später hier wie in so vielen Städten diese doch für Befestigungszwecke unbrauchbar gewordenen, weil nicht wieder ausgebesserten Ruinen, die häufig mit Einsturz drohten, abgebrochen haben, ist häufig von polnischer Seite als Barbarei und Ausfluß des Bestrebens, die Erinnerungen an die glanzvolle polnische Vergangenheit zu vernichten, erklärt worden In Wirklichkeit waren aber doch diese Ruinen Erinnerungen an die mittelalterliche Zeit, in der deutscher Bürgerfleiß die neuen Städte wehrhaft gemacht hatte, die nachher verfallen waren.

„Eine Stunde weiter ist auf dem Dorfe Sorrekwicz (Cerekwica) der pohlnische Gränzzoll; wir fuhren ihn vorbey, weil wir den pohlnischen Adler nicht gesehen hatten, aber man war uns gewahr geworden, schickte nach uns und verlangte uns zu sprechen. — Nichts weiter als eine kleine Neugierde der Frau Einnehmerinn, die noch im Bette lag, wo sie unsere Visite annahm und uns nach einer kurzen Beschauung wieder entließ." (S. 15 f.).

Von Paß und Visum hören wir aus jener „guten, alten Zeit" noch nichts.

„Eine Meile davon passirten wir ein Städtchen, Schirnitz; es liegt ganz offen auf einem Hügel. Auch hier fanden wir Spuren von ehemaligen Wällen und einem Steinpflaster". Bekanntlich stießen die Preußen, als sie mit Tausenden von Fuhren nach der Besetzung des Landes den im Lauf der letzten Jahrhunderte angesammelten Unrat aus den Städten fortschafften, sehr oft zu ihrem Staunen auf solche verschütteten Pflaster aus der alten deutschen Zeit des Ortes, sowie auf Reste von Anlagen von Wasserleitungen. Zerniki hat dann auch bald seine Eigenschaft als Stadt, von der es nur noch eine Karrikatur war, mit mancher andern verloren.

„Mittags waren wir in Kossewo. Des Nachmittags fuhren wir durch eine vortreffliche Ebene, mitten in derselben liegt das schöne Gut Biskubie Papowo (das bischöfliche Papau oder Kirchdorf)". Hier finden wir also wie öfters in dem Buche in altpolnischer Zeit gebräuchliche deutsche Bezeichnungen, und die nicht nur in hetzerischen Zeitungen anzutreffende Behauptung, daß erst die „bösen Preußen" nachher ziemlich alle die späteren deutschen Benennungen, die bekanntlich immer nur einen Teil ausmachten, künstlich in die Welt gesetzt hätten, wird ins richtige Licht gerückt. Lehrreich ist hier, daß bei diesem Kirchen-Popowo noch bis in diese Zeit sich die mittelalterliche Spracherscheinung erhalten hatte, manches slawische- o im Deutschen durch —a wiederzugeben, und daß die ursprünglich entweder slawische Endung owo oder das mittelhochdeutsche-o(u)we = jetzigem au diese Entwicklung zu-au mitgemacht hat. Diese Besitzung des Domherrn Dorpowski von Gnesen, damals Präsident des Tribunals von Peterkau, fiel durch ihre Ordnung und Regelmäßigkeit auf.

„Es war schon finster, als wir in Wisoko ankamen,

einem schönen Guthe und Dorfe, dem Herrn Zlotnicki (Slotnitzki), reformirter Religion gehörig. Der herrschaftliche Jäger, ein Deutscher, hatte den Krug in Pacht. Hier war alles so verändert gegen vorher, daß wir auf einmal mitten nach Deutschland versetzt zu seyn schienen und sogar erträgliche Abendkost fertig fanden, welches ich darum erwähne, weil es auf einem Dorfe in Pohlen etwas unerhörtes ist. Von hier aus nach Posen sind zwo Meilen. Gleich bey Wisokko geht der Wald an, der wegen des vielen Unterholzes, außer den hohen Bäumen, sehr angenehm ist und in welchem verschiedene gut gebauete Höfe und Dörfer liegen" (S. 17 f.). Das genannte „Wisokko" muß nach der Karte Wissogotowo oder Schwarzhauland sein, dessen polnischer Name noch die Ableitung des Erbherrngeschlechts vom germanischen Stamm der Wisogoten enthält. Vergleicht man die zu gleicher Zeit, 1791, angefertigte „Mappa szczegulna Województwa Poznańskiego... przez Karola de Perthées, pulkownika i geografa" mit einer heutigen, so erkennt man deutlich, daß die fleißigen deutschen Hauländer noch nach dieser Zeit ziemliche Stücke Wald gerodet haben, genau wie im Mittelalter schon die Deutschen einen Großteil von Polen erst in unendlich mühseliger Arbeit, die nur der beurteilen kann, der selbst einmal, wenn auch nicht gerade Urwald, gerodet hat, aus Sumpf und Wald zu blühenden Feldern umgeschaffen haben. (Ein kleines Bild der unendlichen Kulturarbeit auf allen Gebieten, die die Deutschen seit fast 1000 Jahren in Polen geleistet haben, gibt das demnächst erscheinende grundlegende Werk von Dr. Kurt Lück: Der deutsche Kulturanteil an der Entwicklung Polens, das beim Verband der deutschen Volksbüchereien in Polen, Anschrift Katowice, Marjacka 17, zum Subskriptionspreis, also billiger als später, bestellt werden kann.)

Wir fahren fort: „Wir sahen auch wieder herrschaftliche Gärten mit Mauern umgeben, dann aber ödes sandiges Land bis Kitschin, einem Dorfe, wo nichts erträglich ist, als die Ansicht der Stadt Posen.

Doch sahen wir hier im Kruge einen fahrbaren Ofen.

Er war aus Lehm gemacht und hatte die Gestalt eines großen Bienenkorbes, anderthalb Ellen Höhe und ruhete auf einer dicken mit einer Lage Ziegeln gefütterten Bole, an deren Enden vier kleine Räder angebracht waren, auf welchen der Ofen dahin im Hause gerollt ward, wo man Wärme verlangte." Wie es mit dem Abzug des Rauches und der Gase dabei war, ist einem unklar. Wahrscheinlich wurde er erst im Anschluß an einen Schornstein angeheizt und dann umhergefahren. „Von Kitschin bis nach Posen ist der größte Theil Weges Sand, welches uns nöthigte, Vorspann zu nehmen. Wir kamen gegen Mittag an.

Posen fällt wegen der vielen Kirchen und ihrer Thürme, die hintereinander zu liegen scheinen, gut ins Auge;

ihre Zahl steigt, die Kapellen mit eingeschlossen, auf dreyssig" (S. 18).

„Die Vorstädte sind weitläuftig — der Eintritt von dieser Seite verspricht nicht viel, man sieht eine Menge Strohhütten, die vom ärmsten Pöbel bewohnt werden, und Walischewo, im gemeinen Leben Wallaschey, heißen, nun folgt eine gute und sehr sichere Brücke über die Warte, und auf diese eine schöne gerade und lange Straße, wo mitunter sehr gute Häuser stehen; hier ist es sehr lebhaft, wegen der mancherley Handwercker, die daselbst wohnen, man glaubt sich in die Vorstädte von irgend einer volkreichen deutschen Stadt versetzt. Es folgt noch eine Brücke über einen Arm der Warte, diese führt auf einen weitläuftigen offenen Platz, auf dem

der Dom

und in dessen Nähe zu beiden Seiten der bischöfliche Pallast und die Wohnungen der Domherren befindlich sind. Ersterer ist mit Kupfer gedeckt, auch die oben stehenden Vasen, deren hervorstechende Zierrathen vergoldet sind, haben eine Bedeckung von Kupfer. Man bauete daran, zwar, hieß es, werde unaufhörlich gebaut, aber der diesmalige schien ein Hauptbau zu seyn wegen der theuren Maschinerie, die zum Aufziehen der Materialien da sind." Bekanntlich waren ein halbes Menschenalter vorher die Türme wegen ihres mangelhaften Zustandes zusammengestürzt und hatten im Fallen leider den alten, im gotischen Stil gehaltenen Sarkophag von Boleslaw dem Tapferen, gewöhnlich Chrobry genannt, zerschlagen, während die alte Inschrift, die ihn, kennzeichnend für die nordische Abstammung des Herrscherhauses, lateinisch „König der Goten oder Polen" genannt hatte, ebenso wie ein Teil der Gebeine infolge mangelnder Fürsorge der Domherrn verloren gegangen ist. Einige Reste des Sarkophages befinden sich noch im Kaiser-Friedrich-Museum, dem jetzigen Großpolnischen Museum.

„Aber der Dom mit dem dazugehörigen Distrikt verdient eine besondere Beschreibung. Diese Vorstadt, sowie die andere linker Hand sich ausbreitende wird Schrodka genannt.“ Bekanntlich ist das die bisher älteste nachgewiesene, zu deutschem Recht gegründete Stadt des Gebiets, deren Unternehmer Heinrich und dessen älteste überlieferte Bürgernamen Hartung und Georg gelautet hatten (vgl. Deutsche wissensch. Zeitschrift für Polen, Heft 22 S. 105 ff.).“ In derselben steht auf einer von der Warte gebildeten Insel der Kram genannt,

die neuerbaute evangelische Kirche,

ein von Ziegeln gemauertes schönes Gebäude, das mit einem Blitzableiter versehen ist. So viel Geschmack auch das Äußerliche dieser Kirche verräth, so wird man doch noch mehr durch die edle Einfalt im Innern derselben überrascht. Das Licht ist gleich verteilt und hinlänglich, und die Verzierungen sind weder gesucht, noch zu sehr gehäuft. Der Platz rund um die Kirche ist geräumig und der Größe des Hauptgegenstandes angemessen. Hier stehet noch die Schule, ingleichen die Wohnungen des Predigers und Rektors, welcher letzterer ordinirt ist, damit er den Prediger beym Gottesdienst unterstützen könne. Man gelangt aus der Stadt über eine Zugbrücke dahin, und mittelst dieser kann die Kirche und was dazu gehört, in unruhigen Zeiten gegen Überrumpelung und des Nachts gegen boshafte Anschläge eines übel unterrichteten Pöbels gesichert werden; sie kann aber, außer der Zugbrücke, noch nebst den dabey stehenden Wohnungen durch einen einzigen Thorweg verschlossen werden. Es war mit viel Schwierigkeiten verbunden, einen Platz zu dieser Kirche ausfindig zu machen, denn sie sollte dreyhundert Ellen von jeder katholischen Kirche entfernt seyn, darum konnte sie keine Zierde der Stadt werden. Endlich kaufte der Herr Kommerzienrath Ackermann denjenigen Platz, wo sie nun steht, und der der Kram genannt wird; diese Wahl macht ihm in jeder Rücksicht viel Ehre, sowie der wohlgeratene Bau seinem Fleiße und seiner Betriebsamkeit vieles verdankt, welches in Posen um so mehr anerkannt wird, da er bereits in hohem Alter ist. Sein und des verstorbenen Kaufmann Herrn Göbels Porträts zieren die Sakristey. Letztrer gab zum Bau der Kirche aus seinen Mitteln sehr ansehnliche Beiträge“ (S. 19 ff.). (Da diese durch das Unglück in der Gasanstalt 1926 schwer beschädigte und dank dem hervorragenden Kunstverständnis ihres damaligen Pfarrers, des auch um das Musikleben unserer Heimat hochverdienten Pfarrers D. Karl Greulich, wunderbar erneuerte Kreuzkirche demnächst ihren 150-jährigen Geburtstag begehen kann, habe ich den ganzen Abschnitt wörtlich angegeben.)

„Das Schicksal der Lutherischen hat sich gegen die vorigen Zeiten sehr verbessert. Sie durften ehedem des Sonntags nicht zum Gottesdienst zusammenkommen, und auch in ihren Häusern nicht laut singen, und mußten etliche Meilen von da, nach Schocken zum Gottesdienst reisen.“ Nach der Überlieferung war der Kirchort Schwersenz, bis endlich nach 1768 und nach der Barer Konföderation, die noch einmal die von den „dissidentischen“ Mächten erzwungene Duldung ihrer Glaubensgenossen zunichte machte, nach jahrelangen Schwierigkeiten und Schikanen es möglich war, die Kirche am Ort zu errichten, aber auch nur an diesem Sumpfplatz am Galgen so daß erst tausende von Eichenbohlen versenkt werden mußten, ehe sie darauf errichtet werden konnte

„Die Stadt ist im Vergleich mit den Vorstädten klein, aber größtenteils schön und modern gebaut, etliche Straßen sind sogar mit den schönsten in mancher Hauptstadt zu vergleichen. Das Gurowskische Palais und die Hauptwache heben den Markt sehr. Letztere hat vorn einen Säulengang, unter dem die Wache im Trocknen stehen kann...

Ans Rathaus sind zu viel Gebäude angestickelt.

Einige der hiesigen katholischen Kirchen sollen zum Theil merkwürdige Gemälde besitzen, die Eil aber, mit der wir zu reisen genöthigt waren, erlaubte es nicht, sie in Augenschein zu nehmen.“ (S. 22).

„Daß das Feuer schöne Städte mache, kann man auch hier sehen. Vor bald dreyssig Jahren kam durch Unvorsichtigkeit der Juden, die mit brennendem Kien unbehutsam waren, Feuer aus. Es brannte die ganze Judengasse weg; überhaupt fraß die Flamme etliche hundert Häuser. Alles ist wieder aufgebaut, und diese Judengasse ist jetzt eine der schönsten. Man trug sogar einen Hayd, den Judenberg, ab und errichtete Gebäude auf dem geebneten Platze.

Posen steht mittelst der Warte und Oder mit Stettin in Handelsbeziehungen;

es ist daher hier ungemein lebhaft. Es war eben Lauberhüttenfest, wo die Juden, welche in Posen sehr zahlreich sind, ruhen, und dennoch war der Ab- und Zufluß von Menschen sehr groß, wir sahen auch viele schöne Equipagen pohlnischer

Herrschaften. Es wird stark mit ungarischen Weinen gehandelt, die hier besser und wohlfeiler, als an andern Orten in Pohlen zu haben sind. Die hiesigen Juden sind für Fremde in so weit bequem, als sie für eine Kleinigkeit bedienen und alles, was verlangt wird, liefern und beschaffen, wobey sie freylich einen kleinen Gewinn zu machen nicht unterlassen; aber ungemein verdrüßlich ist ihr beständiger Zuspruch, wenn man nichts braucht oder nichts ausgeben will. Die Jesuiten hatten hier vor diesem ein Kollegium. Dahin flüchteten sich zu den letzten unruhigen Zeiten die wohlhabenden und angesehensten lutherischen Kaufleute und Bürger, wenn sie den Mißhandlungen der Konföderirten entgehen wollten. Auch in Krakau gestatteten die Jesuiten den dortigen protestantischen Einwohnern zur Zeit der Noth eine Zuflucht bey sich."

„Die Deutschen machen in Posen sicher die Hälfte der Einwohner aus."

Damit wird also zeitgenössisch bestätigt, was wir erst neuerdings wissen, nachdem bis in die letzte Zeit immer noch die falsche Ansicht des unzuverlässigen Joseph Lukasiewicz in seinem Historisch-Statistischen Bild der Stadt Posen geglaubt worden war, sie seien damals an Zahl gering gewesen. Er hatte wahrscheinlich die damals an Zahl recht bedeutenden deutschen Katholiken, wie wir aus dem Aufsatz von P. Venantius Kempf in Heft 25 der „Deutschen wissenschaftl. Ztschr. f. Polen" wissen, einfach als Polen angenommen. Rechnet man noch die damals ebenfalls zahlreichen deutschsprachigen Juden dazu, so verstehen wir auch, daß der Franzose Parendier in Jahre 1784 vier Tage in der Stadt umhergehen konnte, ohne überhaupt Polnisch zu hören. (Roczniki Historyczne, Posen 1925 S. 97.) Die deutsche Mehrheit ist der Stadt vielmehr durch Unterwanderung erst um 1880 verloren gegangen.

„Die vorzüglichsten Handlungshäuser sind deutsche, ingleichen der größte Teil der Handwerker, unter denen es viel bemittelte giebt.

Die größten Geschäfte von erstern macht Herr Kluge, der auch mit der Tepperschen Handlung in Warschau in Verbindung steht." Das war das größte deutsche Bankhaus in der Hauptstadt. Beide hatten später schwere Zeiten durchzumachen. „Die Gegend um Posen hat nichts Vorzügliches." Die Naturschönheiten waren also noch nicht entdeckt. „Im Wegfahren sahen wir vorm Bresslauer Thore noch eine Kirche, etliche Gärten, aber sonst nichts, das den Namen einer Vorstadt verdient hätte."

Nach zwei Meilen Fahrt übernachtete man „in Roßnabe bey Deutschen, wo Reinlichkeit und Bequemlichkeit war. In diesem Theile von Pohlen herrscht überall mehr Ordnung und Reinlichkeit, mehr äußerlicher Wohlstand, und man sieht bessere Anstalten bey der Landwirtschaft, als in den pohlnischen Dörfern des vorherigen Strichs; auch ist der Boden fruchtbar und gut bearbeitet." (S. 24 f.)

„Deutsche Sprache und Einwohner werden häufiger.

Beyde nähern sich im Dialekt und Sitten den Schlesiern und Lausitzern. Von Roßnabe" (= Rosnowo, Hauländerei Rosenhagen) „erhebt sich die Gegend ein wenig; wir passirten an diesem Morgen einen schönen Eichenwald, in dem hundertjährige Eichbäume standen, von deren Früchten sich eine Menge von den Thieren nährten, die Herr Blumauer besungen hat und die gewiß in keinem Lande zahlreicher sind als in Pohlen (= Schweine). Auf unserm Vormittagswege lag Stenschewo (Stęszewo), ein der Fürstin Jablonowska gehöriges Guth, zu dem man auf einem Damme gelangt, an dessen Ende ein Schlagbaum ist. Dieser war niedergelassen. Hinter demselben lag auf etwas Stroh der Wegezolleinnehmer, ein mit Lumpen bedeckter Greis, dessen weißer Barth die nackte Brust bedeckte. „Mach auf, Alter!", riefen wir ihm zu, aber er rührte sich nicht; wir riefen noch einmal: Schnell fuhr er auf und schrie: „Zählt erst Geld auf!" — Es war eine Kleinigkeit." (S. 25 f.)

„Bald nach Stenschewo folgt Ujast, das Absteigequartier König August des Dritten auf seiner Reise von Dresden nach Warschau. Es stand daselbst noch ein verfallenes, mit seinem vergoldeten Namenszuge im Frontispiz gezeichnetes Palais, auch noch verschiedene andere Gebäude, vermuthlich ehemalige Wohnungen seines Reisegefolges, Wagenschoppen und Ställe." „Wir überholten hier einige, den Amtleuten in Preußen und Pohlen entronnene, Kolonisten, die mit ihren Weibern und Kindern durch Schlesien zu kommen und in ihr Vaterland, den Elsaß, zurückzugehen versuchen wollten.

Diese getäuschten Elenden konnte man nicht ohne das innigste Mitleiden ansehen.

Am meisten dauerte uns ein Weib, die bey Wetzlar her war, ihren Mann in Pohlen durch den Tod verlohren hatte, und

nun mit ihrem Kinde auf dem Rückwege ins Vaterland war. Bis ins letzte Nachtquartier hatte sie ihr Kind in einem Betttuche auf dem Rücken getragen, daselbst aber war letzteres ihr gestohlen worden, und nun mußte sie das Kind auf den Armen tragen, und es, wenn einer ermüdete, in den andern werfen. So elend und entkräftet alle diese Fremdlinge waren, so sehr fürchteten sich doch vor ihnen die Pohlen, wenn sie da einkehrten, weil sie solche für Zigeuner hielten, denen sie wegen ihrer zerlumpten Kleidung und schwarzen von der Sonne verbrannten Gesichter nicht unähnlich waren. Es kostete uns daher nicht wenig Mühe, einer pohlnischen Gastwirthin in einem Dorfe ihre Angst wegen dieser Leute auszureden." (S. 27 f.)

„Unser Fuhrmann fütterte diesen Mittag in Radki, einem dem Kastellan Kirski gehörigen Dorfe, der aber auf einem andern Guthe in der Nähe wohnte; die im Kruge mittagenden Taglöhner unterhielten sich von den Tugenden dieses ihres Herren und waren in seinem Lobe einstimmig, — ein seltnes Beyspiel. Sächsische Fleischer mit einer Heerde Schöpse, waren Schuld", daß die Reisegesellschaft sich nach „Rosterschewo", also Rothenburg a. Obra verfuhr, wo sie eine üble Nacht hatte. „Im Wegfahren wurden wir gewahr, daß mitten auf dem Markte ein Rathhaus steht, ein wunderkleines Gebäude, aus dessen Mitte ein spitziges Thürmchen in die Höhe stieg, — wo anders hätten wir es für ein Brunnenhaus angesehen. An elenden schmutzigen Juden war hier kein Mangel." (S. 32 ff.)

„Nach einer Fahrt von anderthalb Stunden sahen wir das Städtchen Wollstein vor uns. Es liegt angenehm, nahe an einem großen Landsee, hat viel evangelische Einwohner, die auch hier eine Kirche in der Vorstadt haben, an welcher Herr Nickisch, der Übersetzer des Zamoiskischen Gesetzbuchs, Prediger ist. Die Katholicken besitzen zwo Kirchen, eine in der Stadt, die andere in der Vorstadt." Der Ort ist bekanntlich eine der mittelalterlichen Gründungen, die nie einen polnischen Namen getragen haben, denn die Form Wolsztyn ist ja wie so viele andere Beispiele (Breitenstein = Brakszstyny, Falkenwalde = Fafaldy, Reichtal = Rychtal, Schönwald = Szynwald, Roßgarten = Rozgarty usw.) nur polnische Schreibung der alten deutschen Form.

„Von Wollstein nach Kargowo, gemeiniglich Karge, sind zwo starke Meilen. Das Land zu beiden Seiten des Weges dahin ist anfänglich Hutung und Wiese, dann Bruch, Sumpf und Wiese; aus der Ferne ist das Ganze einer einzigen unabsehbaren Wiese ähnlich, auf der unzählige Heuschober stunden, die uns bis nach Karge begleiteten. — Mitten im Sumpfe liegt auf einer kleinen Erhöhung das Städtchen Kopnitz; ein offener kleiner Ort, durch welchen die Ober (Obra) ein kleines Flüßchen, geht, das einen großen Schilfteich bildet, von wo das Wasser in die Wiesen tritt. — In dieser Gegend würde gar nicht fortzukommen sein, wenn nicht die Straße wäre zu einem Damme erhöhet worden, dessen Unterhaltung leichter seyn würde, wenn man für die Weiden besser gesorgt hätte. Man muß oft einen kleinen Wegzoll entrichten. Wir sahen hier die Bauern mit ganzen Fudern Fichtennadeln aus den Wäldern kommen, deren sie sich statt des Strohes zum Unterstreuen bedienen und auf die Art ihren Dünger vermehren. Die Landleute trugen hier weiße leinene Küttel mit schmalen blauen Ärmelaufschlägen. Beide Gebräuche bemerkt man auch im Saganschen, der Niederlausitz und bis an Königsbrück. In Schlesien lagen auf den Bauerhöfen ansehnliche Vorräthe von diesen abgefallenen Nadeln. Näher gegen Karge wird der Weg sehr sandig, und doch nimmt die Kultur auffallend zu.

Man fährt durch eine schöne und breite Maulbaum-Allee,

welche wohl eine halbe Stunde lang ist, und bis an das Palais und den Garten des Grafen von Unruh geht. Ihm gehört auch das artige volkreiche Städtchen Karge, welches, nicht unbillig, auch Unruhstadt heißt; denn es ist schon sehr lange der Sitz dieser Familie und durch derselben Eifer und Bestreben ein angenehmer, lebhafter und nahrhafter Ort geworden." (S. 36.) Neuerdings hat uns ja G. v. Unruh die „Jahrhundertelange deutsche Kulturarbeit in Polen durch die uradelige Familie von Unruh" im Novemberheft 1930 der „Deutschen Blätter in Polen" dargestellt. Von dieser Familie gibt es bekanntlich bis heute einen deutsch-evangelischen und einen polnisch-katholisch gewordenen Zweig (Unrug).

„Die kleine, übrigens offene Stadt ist regulair und gut gebaut, die Gassen sind breit, gerade, und gut gepflastert, der Marktplatz ist viereckigt und geräumig, die Häuser zwar von Holz, Fachwerk und nur einem Stockwerk, haben aber ein munteres, lebhaftes Ansehen und für ihre Bewohner hinlängliche Bequemlichkeit. In der Vorstadt, die in einer breiten Straße ziemlich weit fortläuft, sind schöne gemauerte Mühlen.

Auch weyland der Held Don Quichotte hätte hier ein ihm würdiges Stückchen Arbeit gefunden, denn wir zählten sechs und zwanzig Windmühlen."

Über die große Zahl der Windmühlen hören wir ja auch aus andern Städten oft aus der Zeit. Bisweilen seien es nach der Sage 99 gewesen, und nie sei die Zahl 100 vollgeworden. „Die Schweine sind in Unruhstadt ein Gegenstand der Handlung, und die Menge des Schrots, der zu ihrer Mastung erfordert wird, macht so viele Mühlen nothwendig. Die hiesigen Juden sehen reinlicher, menschlicher aus, als die in den vorherigen pohlnischen Orten, tragen deutsche Kleidung und scheinen wohlhabend zu seyn." (S. 37.) „Die glückliche Lage dieses Orts im Winkel von Pohlen zwischen Schlesien und der Mark hat die Einwohner, welche bis auf den Zolleinnehmer und die Straßenbereiter insgesammt lutherisch sind, in den Zeiten der letzten Konföderationen, vor den Drangsalen, denen andere Gegenden ausgesetzt waren, glücklich bewahrt. — Selbst die dasigen zween evangelischen Prediger, denen sonst gemeiniglich am strengsten von den Konföderirten begegnet ward, erfuhren nichts unangenehmes, weil die nahe an den Gränzen stehenden preußischen Truppen die einzelnen streifenden Partheyen Konföderirter abhielten." (S. 38)

Es folgt eine ausführliche Darstellung, wie sich Pastor Koppe seinerzeit für den von preußischen Truppen als Geisel mitgenommenen Prior des Karmeliterklosters „Obor" erfolgreich eingesetzt und ihn freibekommen hatte, wofür dann dieser den Pastor schützte, als ihn die Konföderierten „schatzen und leichter machen" wollten „Wenn die verschiedenen Religionsbekenner immer so miteinander umgingen, so brauchten sich die Herren, die so gern in Glaubenssachen" — und, fügen wir hinzu: heutzutage in Volkstumssachen — „alles unter einen Hut bringen möchten, gar nicht zu bemühen, und wir würden neben einander friedlich wohnen, ohne auf einerley Art zu beten" — bzw zu sprechen, — „welches ohnedies nie geschehen wird."

„In dieser Gegend, und schon unweit Posen, sahen wir, es war den 7. Oktober, Buchweizen schneiden, und erfuhren, daß dieser Buchweizen erst nach der Roggenernte auf die Stoppeln gesäet worden sey, und dieser Versuch selten gut einschlägt, außer in solchen schönen und langen Herbsten, wie der des Jahres 1787; aber dann verlohne es auch der Mühe

und trage diese Saat weit mehr, als jene frühere. Es konnte sich niemand von uns besinnen, dergleichen in unserer Gegend je wahrgenommen zu haben. Eine starke Viertelmeile von Karge

ist man schon in Schlesien

und betritt das Sagansche. Alles wird hier auffallend anders; Menschen, Bäume und Bauart." (S. 42.)

Der Verfasser erzählt dann, daß man auswärts glaube, in Polen zu reisen sei unsicher und gefährlich. „Uns begegnete auch nicht einmal ein verdächtiger Mensch." Daß das aber nicht immer so war, bezeugen andere Reisebeschreibungen, z. B. die in der „Deutschen wissenschaftl. Ztschr. f. Polen", Heft 22 S. 190 und H. 24 S. 174 mitgeteilten Fälle. „Zwar darf man auf vorräthige Speisen in den Gasthöfen, hier Krüge genannt, ebenso wenig rechnen als auf besondere Zimmer, reinliche Betten und weißes Tischzeug, vielmehr muß man Kasserol, Kessel, Kaffeegeschirr und einen Speisekorb mit kalter Küche, Zucker, Thee usw., Brod und Betten bey sich führen, welches auch darum recht gut angeht, weil man doch einen besondern Wagen auf die ganze Reise miethen muß, da die Posten etwas seltenes sind. Aber dagegen

findet man überall große und geräumige Gastställe,

wo man mit dem Wagen ohne Anfrage hineinfährt und wo er, wenn beide Thorwege verriegelt sind, nicht nur sicher, sondern auch trocken steht. Standgeld für Wagen und Pferde wird nicht gefordert. Findet der einkehrende Fuhrmann Heu, so bedient er sich dessen für seine Pferde, ohne erst Erlaubnis einzuholen, und bezahlt dafür eine Kleinigkeit. In der Gaststube ist immer an einer Seite der Stubenthüre ein Kamin von der Höhe eines Küchenherdes, dessen Stelle er vertritt, auf welchem, wo nicht Feuer, doch meistentheils glühende Kohlen glühen.! In einem Winkel der Stube steht ein Bette, und hier findet man die Wand drey bis vier Ellen breit und hoch, oft mit Papiertapeten, oder in Ermangelung derselben mit einem Marienbilde oder andern Heiligen beklebt, welche vor Rauch und Schmutz kaum mehr zu erkennen sind. Ein Tisch, eine lange schmale Tafel, etliche vier Zoll breite Bänke, ein Topfsbret und eine Tonne mit Wasser sind das Ameublement. Man bringt sein loses Geräthe, seine Körbe, Kleider usw., und legt es nach Gefallen

aus; die Wirthe verhalten sich dabey leidend, scheinen ganz unbekümmert um das zu seyn, was bey ihnen vorgeht, setzen ihre Arbeit fort und geben sich nicht die Mühe, zu fragen: Ob man etwas benöthigt sey. — Man muß ihnen also zuvorkommen. — „Habt ihr Hühner?" — „Nein (niema)." — „Eyer?" — „Nein!" — „Auch nicht Milch?" — „Nein!" — Nun fängt man es anders an; verehrt der Wirthin etwas aus dem mitgebrachten Speisekorbe, oder dem Wirth ein Glas starken Brandwein, den Kindern etwas Semmel, oder was man sonst zu dem Ende bey sich führt. Sogleich hat nam das Herz und den Willen dieser Leute in seiner Gewalt. — Nun gehen sie in allem zur Hand und schaffen für den billigsten Preis alles, was möglich ist, zu bekommen. Man bemächtigt sich des Kamins, des Holzes, kocht und bereitet seine Speisen nach Belieben und seinem Geschmack." (S. 46.)

„Ist es nicht sehr kalt, so thut man wohl, sich im Gaststalle ein Strohlager bereiten zu lassen, wo die Luft besser ist als in der Stube." Für alles werden höchstens 12 poln. Groschen (18 Pfennige) gegeben, die Magd erhält ein „Ditchen" (Böhmen oder neun Pfennig) Trinkgeld, also weniger als in Deutschland. „Woher kommt es aber, daß die Leute in den pohlnischen Wirthshäusern nichts im Vorrathe haben, oder wenn sie etwas haben, es verläugnen? — Das mag ihnen ein pohlnischer Gastwirth in Wollstein erklären, bey dem wir auf unsrer Rückkehr übernachteten. ‚Was sollte mir doch, sagte er, Vorrath an Speisen, Wein, Hafer und Heu? Ja, wenn immer Deutsche einkehrten, die nicht erst handeln und dingen, sondern das verzehrte ohne Widerrede bezahlen. — Aber so kommt oft der Fall, daß pohlnische Herrschaften und Edelleute einkehren; diese fordern zwar alle und wollen alles bezahlen. Wenns aber dazu kömmt, fangen sie an zu rechnen; machen Einwendungen gegen den Preis der Dinge; sagen, dieses koste in Warschau nur so viel und jenes nur so viel und — bezahlen auf solche Art nach ihrem Gefallen. Sich widersetzen und reden wollen, wie es einem ums Herz ist, würde noch obendrein eine Tracht Schläge nach sich ziehen, ohne daß ein Hahn darüber krähte. Wer mit der Verfassung in Pohlen bekannt ist und die Vorrechte des Adels kennt, wird das Gesagte nicht unwahrscheinlich finden. Der Gastwirth geht also viel sichrer, wenn er nichts im Vorrath hat oder ihn verläugnet. Inzwischen trifft die Erinnerung nicht den ganzen pohlnischen Adel. Man findet vielmehr unter dem hohen Adel die vortrefflichsten Männer, von den gefälligsten Sitten und

größten Kenntnissen, die sie theils der Erziehung zu danken, theils auf ihren Reisen sich erworben haben, bey denen auch das Verdienst sich vor keinem Stolz zu beugen, dagegen aber wahre Höflichkeit und Achtung zu gewarten hat." (S. 48 f.)

So lehrreich auch die weitere Beschreibung der Reise nach Sachsen ist, übergehen wir sie hier doch aus Platzmangel und bringen nur noch die Angaben über die Rückreise. „Wir kamen des Abends wieder in Christiansstadt an und waren nunmehr auf dem Wege, welchen wir nach Sachsen genommen hatten, verließen ihn aber bey Schnien (Znien), um bei Dibau gerade auf die Weichselbrücke zu kommen und nicht wieder an einer Privatüberfuhre für baares Geld mehrere Stunden aufgehalten zu werden. Dieser Weg führte auf das Städtchen Bartschin (Barczyn) im preußischen Netzdistrikte, welches sonst dem Starost Lagotzki gehört hat; es liegt in einem heitern Thale und einer fruchtbaren Gegend an der Netze und scheint sehr nahrhaft zu seyn; es ward stark da gebauet und an Juden war kein Mangel. Verschiedene wohlhabene preußische Offiziers haben in dieser Pflege Güter angekauft, ihren Abschied genommen, leben in Ruhe und führen eine vortheilhaftere Landwirthschaft ein. In einem Dorfe, nicht weit von Bartschin, sahe ich kleine Häuser, die bis ans Dach ganz aus Lehm bestanden; man rühmte sie wegen ihrer Dauerhaftigkeit, und versicherte, daß es auch dergleichen Scheunen und Ställe gebe, und man diese Bauart in lehmreichen Gegenden sehr vorteilhaft finde! Von Bartschin kamen wir bald auf eine fast unübersehbare Ebene, die durch keine Erhöhung, nicht einmal durch einen Strauch unterbrochen ward. Dieses ganze große Stück Land war durch und durch angebaut, und man konnte es an den Stoppeln wahrnehmen, daß hier das herrlichste Getreide gestanden habe." (S. 188 f.)

„Endlich Fichtenwald bis an die Weichsel. Auf dem ansteigenden Ufer derselben liegt Podgorsch, ein kleines Städtchen ohne Mauern, mit einer Kirche und einem Grod; dann ein Kloster der Reformaten, deren Kirche sich durch ihre schmucklose Einfalt im Innern empfiehlt. Von hier präsentiert sich die Stadt Thorn, die sich von allen Seiten sanft gegen den Strom senket, am vortheilhaftesten. Man fährt zwischen den bemoosten verfallenen Mauern des Schlosses Dibau, welches der Starostey den Namen giebt, von einer, und den auf einer sandigen Anhöhe gelegenen Salzschoppen von der andern Seite gerade auf die Brücke.

Diese ist sehr lang, steht auf Pfählen und ist mit Bolen bedeckt. Man weiß kein Beyspiel, daß jemand durch Schuld der Brücke verunglückt sey. Da sie aber ohne Seitenlehnen ist und die Bolen nicht mit Nägeln befestigt sind, so hat sich bey einem unvermutheten heftigen Windstoß wohl der Fall ereignet, daß vor den Pferden und hinter dem Wagen die Bolen abgeworfen wurden, und nun die Menschen in diesem hülflosen Zustande die Zeit abwarten mußten, bis durch dazu bestellte Leute die Lücken wieder so weit ergänzt waren, daß sie ihren Weg fortsetzen konnten. Die kleine Insel Bazar in der Mitte zwischen beiden Ufern dient dieser Brücke zu einem Ruhepunkte; die nach verschiedenen heftigen Wintern aber erfolgten starken Eisgänge haben große Stücken Erdreich abgerissen und weggeschwemmt. Man sieht daher mit Furcht der Zeit entgegen, wenn sie gar nicht mehr vorhanden seyn sollte, weil dieser Umstand den Bau der Brücke unendlich erschweren und die Kosten um ein ansehnliches vervielfältigen würde Sie ist, die gedachte kleine Insel ungerechnet, über dreyzehnhundert Schritte lang und nicht breiter, als die Passage zweyer Wagen erfordert. Befahren sie auf einmal mehrere Wagen, so zittert die Brücke auf eine fürchterliche Art, und der etwa nur selten dahin kommende Fußgänger wird dadurch nicht wenig geängstet, dahingegen die Gesellen und Purschen der Thornischen Getreidehändler, welche täglich den aus Pohlen mit Getreide kommenden Wagen entgegen eilen, so, wie andere mehr, solche ohne alle Furcht passiren. Ehe man die Brücke betritt, muß man sich am pohlnischen Zolle durchsuchen lassen. Die Republik sieht nehmlich Thorn als eine fremde Stadt an und behandelt sie hier noch etwas härter als die preußischen Unterthanen; die Ursache dieses Verfahrens ist nicht einzusehen, die Würkung aber ist ein erschwerter Handel mit Pohlen. Auch wir mußten das Unsrige aufwühlen und beschauen lassen, und der Verdruß, den wir darüber empfanden, konnte nur durch die angenehme Vorstellung gelindert werden, daß wir in kurzem die Unsrigen umarmen würden." (S. 189—192.) Bekanntlich ist Thorn erst bei der zweiten Teilung Polens ebenso wie Danzig an Preußen gefallen, also sechs Jahre nach der beschriebenen Reise, unterstand also damals noch der „Kron Pohlen". Wenn es trotzdem von dieser so wenig freundlich behandelt wurde, so erklärt sich das eben aus der Tatsache, daß beide genannten Städte eine Art von „freien Reichsstädten" waren, die teilweise bedeutende Sonderrechte und ein eigenes Stadtgebiet in der Umgegend hatten. Diese

Umstände erklären aber auch, daß die Stadt später, als sie preußisch wurde, sich weigerte, zusammen mit den Posenschen Gebieten zu huldigen, sondern dies im Gefühl ihrer Zugehörigkeit zu dem Territorium Preußen (im Sinn des alten Ordenslandes) auf **preußischem Boden** tun wollte. Auch ihr stark deutsches Gepräge sprach wohl dabei mit.

Über den starken deutschen Bevölkerungsanteil in dem durchquerten Gebiete haben wir in dem vorstehenden Auszug immer wieder etwas gehört. Wie uns ins Einzelne gehende Studien, z. B. zu familiengeschichtlichen Zwecken in Kirchenbüchern, immer wieder bestätigen, ist damals, also zu einer Zeit, in der Westpreußen und der Netzebezirk erst fünfzehn Jahre preußisch waren, ohne daß damals solche Bevölkerungsverschiebungen stattgefunden hätten wie nach dem Weltkrieg, das Südposensche überhaupt noch zu Polen gehörte,

der deutsche Anteil an der Einwohnerschaft insgesamt mindestens ebenso groß gewesen wie 1918,

in einzelnen Gegenden im Hundertsatz sogar **bedeutend höher**, und erst besonders die Handwerker-Auswanderung in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nach der russisch-polnischen Grenzsperre ebenso wie eine kleinere landwirtschaftliche nach Kongreßpolen und später der starke „Drang nach dem Westen" haben das Deutschtum so geschwächt, daß die Ansiedlungspolitik nach 1886 kaum mehr die früheren Verluste wettmachen konnte. Hier ist für Heimatforscher noch viel Arbeit zu tun, um anderslautende, bewußt fälschende oder irrtümliche Anschauungen zu berichtigen. Wenn diese Zeilen dazu anregen sollten, wären sie nicht umsonst geschrieben. Wenn in Posen und Pommerellen sich nicht bald etliche Liebhaber der Heimatforschung ans Werk machen, erleben wir das beschämende Schauspiel, daß dank der vorbildlichen Arbeit einiger weniger Heimatforscher die meist jüngeren, jetzt noch vorhandenen deutschen Siedlungen in Kongreßpolen besser erforscht sein werden als die hiesigen.

Wenn die Polen vielfach gegenüber den Hinweisen auf die Kulturarbeit zu preußischer Zeit (wie der Entwässerung des in seinem früheren Zustand in unserem Aufsatz geschilderten Obrabruches) betonen, daß in den Westgebieten die Kultur auch schon im 18. Jahrhundert höher gestanden habe als in anderen von Altpolen, so ergibt sich aus obigen zeitgenössischen Darlegungen wohl deutlich genug, daß diese

Tatsache auch großenteils dem deutschen Bevölkerungsteil zu verdanken gewesen ist.

Sollten unsere Ausführungen aber keinen Glauben finden, so könnten wir gelegentlich mit weiteren zeitgenössischen Stimmen dienen, die obige Darlegungen erhärten. Diese Dinge zu erfahren, ist besonders für unsere Jugend wichtig, der sie vielfach in stark gefärbtem Sinn vorgesetzt werden. Sie sollte ein ungeschminktes Bild jener Zeit in der Sprache der Jahre erhalten, und deshalb habe ich die Abschnitte unverändert gebracht. Sie wird daran erkennen, daß wir größtenteils die Erben einer viele Geschlechterfolgen dauernden Überlieferung sind, daß dieser unser Heimatboden mit viel Schweiß und Blut unserer Vorfahren gedüngt ist — der Name Thorn erinnert uns an das Blutgericht vor 210 Jahren —, und daß uns diese Verkettung von Blut und Boden heilig sein muß.